

7. Sekundärliteratur

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft für Kultur und Geistesleben 3 (1894), S. 239-252

Die Anfänge der Universität Halle.

Kawerau, Waldemar

Berlin, 1894

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

III. Band.

— 1894. —

Heft 8.

Die Anfänge der Universität Halle.

Von

Dr. Waldemar Kawerau.

Der 11. Juli 1694 war ein hoher Festtag für Halle, denn an diesem Tage, dem Geburtstage ihres kurfürstlichen Stifters, erhielt die neugegründete Hochschule ihre feierliche Weihe. Der Festakt vollzog sich mit all der Pracht und all dem Pomp, die dem nachmaligen ersten preussischen Könige Bedürfnis waren. Nachdem er selbst tags zuvor von 150 berittenen adeligen Studenten in feierlichem Zuge eingeholt worden war, ging am 11. Juli, einem Sonntag, in der Domkirche der eigentliche Weiheakt vor sich. Der Hofprediger Ursinus hielt die Festpredigt über Jesajas 49, 23: „Und die Könige sollen deine Pfleger und ihre Fürstinnen deine Säugammen sein . . . da wirst du erfahren, dass ich der Herr bin, an welchem nicht zu Schanden werden, so auf mich harren,“ worauf der Geheime Rat Paul von Fuchs die Eröffnungsrede hielt und darin nach des erlauchten Stifters Willen den Kurprinzen als Rektor, den Professor Baier als Prorektor der nunmehrigen Friedrichsuniversität einsetzte. Am nächsten Tage, dem 12. Juli, folgten in der Marienkirche am Markte die Ehrenpromotionen und eine Dankrede des Professors Cellarius, während überdies an beiden Tagen an festlichen Gastereien und Volksbelustigungen kein Mangel war.

Der 12. Juli ist seitdem als eigentlicher Geburtstag der Hochschule festgehalten worden, die somit eben jetzt zwei Jahrhunderte ihrer ruhmreichen Geschichte vollendet hat. Sie selbst hat sich die wertvollste Festgabe in der in ihrem Auftrage von

dem Kurator der Universität, Herrn Geh. Oberregierungsrat D. Dr. Wilhelm Schrader verfassten Geschichte der Fridericiana¹⁾ dargebracht, einem durchweg aus den Quellen geschöpften, durch Umfang und Tiefe der Gelehrsamkeit imponierenden Werke, in dem der Schöpfung des Thomasius das schönste und dauerhafteste Denkmal errichtet ist. Es ist ein monumentales Werk, aufgebaut auf einem Material von ausserordentlicher Breite und Tiefe, das der Verfasser, wohlvertraut mit den Grundbedingungen jeder historischen Arbeit: der richtigen Wertmessung, dem sichern Blick für Höhen und Tiefen und dem feinen Gefühl für Abstufungen, lichtvoll zu gruppieren und anschaulich zu gestalten verstanden hat. Allenthalben tritt aus seinem Bericht der Geschehnisse die volle geistgesättigte Anschauung der Wirklichkeit hervor und macht jene Geschehnisse begreiflich, glaubwürdig und überzeugend. Und es ist ein ebenso reichhaltiges wie glänzendes Kapitel aus der Geschichte der deutschen Wissenschaft, das sich in den zwei stattlichen Bänden vor uns aufrollt, und es ist eine lange Reihe berühmter Gelehrten von Christian Thomasius und August Hermann Francke bis zu Schleiermacher und Tholuck, die uns hier in scharfumrissenen, lebensvollen und farbenreichen Charakterbildern vor Augen treten. Aber auch unerquickliche Partien durchmisst der Verfasser mit gleichem Bedacht und in gleichem Tempo wie die fruchtreichen und erhebenden und bringt uns nicht nur deutlich zum Bewusstsein, was fördernd, sondern auch alles das, was jeweilig hemmend auf die Entwicklung der Universität einwirkte und ihre Blüte zeitweilig verkümmern liess. Doch ist es überwiegend ein glänzender Ausschnitt aus der Geschichte deutscher Kultur und deutschen Geisteslebens, der uns in diesem Buche geschildert wird, denn es bleibt der Ruhm der hallischen Hochschule, dass sie, so wechselreich auch ihre Schicksale sich gestalteten, doch nie aufgehört hat, an der Entwicklung des deutschen Geistes erfolgreich mitzuarbeiten und sich allezeit als das

¹⁾ Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle, von D. Dr. Wilhelm Schrader, Geh. Oberregierungsrat und Universitätskurator. Zwei Bände, Berlin, 1894. Einen populären Auszug daraus veranstaltete Prof. Dr. Gustav Hertzberg: Kurze Übersicht über die Geschichte der Universität zu Halle a. S. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Halle a. S., 1894. Ausserdem verweise ich auf meine, vorzugsweise die Anfänge der Universität behandelnde Schrift: Aus Halles Litteraturleben. Halle 1888.

zu bewähren, wozu ihr Schöpfer Thomasius sie bestimmt hatte: als eine Alma mater der freien Forschung und des geistigen Fortschritts; es bleibt ihr Ruhm, dass sie allezeit in ganz besonderem Masse an allen Geistesbestrebungen den wärmsten Anteil genommen und sie aufs Treueste wiedergespiegelt hat, wodurch sie mehr als die meisten andern deutschen Hochschulen immerdar auch für die allgemeine Bildungsgeschichte fruchtbar und segensreich geworden ist.

Es ist natürlich unmöglich, hier an dieser Stelle von dem ganzen reichen Inhalt dieser wechselvollen Geschichte auch nur in knappsten Umrisslinien eine Vorstellung zu geben, doch mag uns wenigstens bei den Anfängen der Friedrichs-Universität ein verweilender Blick gestattet sein. Auch liegt ja ohne Frage eben in diesen ihren Anfängen der Schwerpunkt und der Hauptreiz ihrer Geschichte, da sie damals als Trägerin eines durchaus neuen Geistes sich in entschiedenem Gegensatz zu den älteren Universitäten durchsetzen und behaupten musste, während in der Folgezeit natürlich auch sie mehr und mehr das allgemeine Gepräge deutscher Hochschulen gewann, wodurch ihre Geschichte in ihrem weiteren Verlaufe den fesselnden Reiz einbüsst, der ihr in jener ersten Werdezeit eigentümlich ist.

Bekanntlich reichen die Anfänge der jungen Hochschule über das offizielle Gründungsjahr hinaus, denn schon im Jahre 1690 hatte Christian Thomasius, den das eifernde Leipzig von sich gestossen hatte, in Halle seine Vorlesungen eröffnet und damit den Grund zu der neuen Schöpfung gelegt, die dann vier Jahre später ihre feierliche Weihe erhalten sollte. Es waren hier, merkwürdig genug, Professoren und Studenten schon vorhanden, bevor überhaupt noch „eine gewisse Resolution gefasst worden, eine Universität zu stabilieren“, und man begreift angesichts dieser eigentümlichen Entstehung der Fridericiana das bekannte Wort des Thomasius, dass diese nicht als ein Werk menschlicher Klugheit, sondern als ein Werk göttlicher Vorsehung zu betrachten sei. Denn in der That ist es wunderbar genug, wie im Grunde ein Zufall, oder sagen wir lieber mit ihm die „göttliche Providenz“, entscheidend über den Anfängen dieser Hochschule waltete. Das altgläubige Leipzig hatte den jungen temperamentvollen Professor, der selbst ein gutes Leipziger Professorenkind war, weil er den dortigen Orthodoxen allzu empfindlich ihre Kreise gestört hatte,

von sich gestossen, so dass er, gebrandmarkt als „notorischer Erzbösewicht“, wie ein Flüchtling aus der Heimat hatte entweichen müssen; da bot dem am Markte müssig Stehenden der Kurfürst von Brandenburg in seinem Lande eine Heimat, indem er ihm unterm 14. April 1690 den Ratsitel verlieh und ihm unter Bewilligung eines ansehnlichen Gehalts gestattete, „sich in Unserer Stadt Halle im Herzogtum Magdeburg zu setzen und der studierenden Jugend, welche sich allda vielleicht bey ihm einfinden möchte, mit Lectionibus und Collegiis, wie er bisshero zu Leipzig gethan, an die Hand zu gehen.“ Damit war der Grundstein zu der neuen Hochschule gelegt, die zwar als ihren Stifter dankbar den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg feiert, aber doch nie vergessen wird, dass der eigentliche Anstoss zu dieser einem neuen Geiste Gestalt und Zusammenhang verleihenden Neuschöpfung in dem ganz persönlichen Geschick jenes Mannes lag, der als kecker Neuerer und nicht zuletzt als warmer Verteidiger des vervehmten Pietisten Francke dem Hass des orthodoxen Leipzigs hatte weichen müssen, worauf nun ihm, dem obdachlosen Vertreter der Aufklärung, Kurbrandenburg eine neue Stätte der Wirksamkeit eröffnete.

Freilich waren auch eben jetzt und grade auf hallischem Boden die äusseren und inneren Bedingungen für das Gedeihen der jungen Hochschule so günstig wie nur möglich: die äusseren in der Lage der Stadt, in ihrer als Pflegstätte des jungen Adels dienenden Ritterakademie, in dem geistigen und gewerblichen Aufschwung, den sie durch die Niederlassung der französischen und pfälzer Reformierten erfahren hatte; die inneren in den sich vorbereitenden geistigen Wandlungen, die eine so eigenartige geistige Schöpfung geradezu zu fordern schienen. Allerdings hatten die Hallenser selbst zu dem „tollkühnen Unternehmen“ nur wenig Vertrauen, und der Bedenklichkeiten und Zweifel war kein Ende. Während die Stände des Herzogtums — nicht mit Unrecht — für ihren Geldbeutel fürchteten¹⁾, besorgte der städtische Rat von

¹⁾ Wenig bekannt und auch bei Schrader nicht erwähnt ist die Tatsache, dass sich der Kurfürst, um die Mittel für die neue Hochschule aufzubringen, zeitweilig auch mit dem Gedanken trug, das Kloster U. L. Frauen in Magdeburg nach Halle zu verlegen und mit der Universität zu verschmelzen, wobei dem fehdelustigen Propst Philipp Müller eine theologische Professur zugedacht worden war. Die Akten darüber hat G. Herta im Beiblatt zur Magdeb. Zeitung 1894, S. 229 f. mitgeteilt.

dem Zuzug ungeberdiger Studenten nichts als Störungen der öffentlichen Ordnung, wie nicht minder die verdriesslichsten Kompetenzkonflikte mit den akademischen Behörden, und selbst der Rektor des städtischen Gymnasiums stand grollend abseits, weil er sich wohl durch die neue Universität in seiner wissenschaftlichen Alleinherrschaft bedroht fühlen mochte — aber Thomasius liess sich durch alle diese Bedenklichkeiten nicht beirren, sondern schritt mutig vorwärts in jenem unbeirraren Gottvertrauen, von dem sein ganzes Leben durchleuchtet war. Und der Erfolg sollte den Kleinmütigen bald genug zeigen, wie begründet sein Vertrauen gewesen war. „Er (Thomasius) — so schilderte er später selber in einer „Anrede an seine Feinde“ die Anfänge der Akademie¹⁾ — „er kam her nach Halle und fand keinen Auditorem hier . . . Wie schmählich lachtet Ihr damals Thomasium aus und wie höhnisch spottetet Ihr seiner. Thomasius aber vertraute Gott und setzte sich hierher; er warb keine Studenten hierher zu kommen, sondern notificirte nur seine Ankunft erst privatim seinen Auditoribus privatissimis, worüber Ihr ein gräulich Lärmen anfanget, hernach Jedermann publice durch sein Programma, das der Oberhofprediger Carpzovius ein marktschreierisches Programma schalt. Ihr machtet ihm vor dem Anfang seiner Lectionen durch Eure Creaturen, die Ihr, wie bekannt, auch in andern Ländern habt, so viel Hinderniss und Verdruss, als Ihr nur konntet; er fand sehr Wenige, die ihm zu helfen und Sr. kurfürstlichen Durchlaucht gnädigste Intention zu befördern angelegen sein liessen, ja es waren Etliche so offenherzig, dass sie ihn fragten, ob er denn bei Anfang seiner Lectionen etliche Auditores im Vorrath hätte, denn hier in Halle würde er keinen bekommen. Thomasius aber liess sich durch nichts abschrecken, sondern fing seine Lectiones in Gottes Namen den Montag nach Trinitatis anno 1690 an. Er hatte das erste mal über fünfzig Auditores und hat sie von da an, so lange er allein hier und noch keine Resolution von Aufrichtung einer Universität gefasst gewesen, nie unter zwanzig gehabt . . .“ Bald verstummte denn auch der Spott der Leipziger über die verwegene Gründung, und der giftige Hass, der mit einem wohlfeilen Wortwitze Carpzows die Universität Halle als die „höllische“ anrühlich zu machen suchte, erwies sich als ohnmächtig; vielmehr mussten

¹⁾ Vgl. Aus Halles Litteraturleben. S. 18 f.

die alten rechtgläubigen Hochschulen bald genug mit Schrecken wahrnehmen, wie frisch und kräftig die junge Schwesteranstalt aufblühte, und wie der von ihr gepflegte Geist bald über den engen Bezirk der Hörsäle hinausdrang und allenthalben ein neues Leben, insbesondere ein neues Leben für die evangelische Kirche entstehen liess.

Hierfür waren, wie gesagt, eben jetzt auch alle inneren Bedingungen in reichstem Masse vorhanden. Es war jetzt am Ausgange des 17. Jahrhunderts ein kritischer Wendepunkt für das geistige Leben eingetreten, da die lähmende Nachwirkung jener unseligen Zeit, in der in einem Kriegselend ohnegleichen die beste Volkskraft zerstört und der Wohlstand zerrüttet war, trotz aller staatlichen Zersplitterung nachzulassen, die Volksseele allmählich wieder aufzuathmen begann und allenthalben die Keime eines neuen geistigen Lebens und einer neuen Bildung ans Licht drängten. Die warme Sehnsucht eines Spener lehnte sich auf gegen die unfruchtbare Scholastik in der Theologie, und vor dem Ideenreichtum des grossen Leibniz, in dem der deutsche Geist zum erstenmale zur Conception eines allgemeinen Weltbildes sich erhob, musste die nicht minder unfruchtbare Scholastik in der Philosophie zurückweichen; zugleich war auch, worauf der Geschichtsschreiber der hallischen Universität nachdrücklich hinweist, für das öffentliche Recht das Bedürfnis neuer Gestaltung in der Wissenschaft durch Grotius und Pufendorf, im Leben durch die Ausbildung des Fürstenrechts und durch die lebhafteren Berührungen der Staaten seit dem westfälischen Friedensschlusse wach geworden: für diese ganze neue Gedankenbewegung aber reichten die Formen und Überlieferungen der alten Hochschulen nicht aus, sondern es bedurfte eben eines völlig neuen Gebildes, das diesem neuen Geiste Gestalt und Zusammenhang zu geben im stande war.

Doch das wesentlichste Motiv, das zu dem kühnen Entschlusse führte, hier in der unmittelbaren Nähe von Leipzig, Jena und Wittenberg eine neue Hochschule zu gründen, war kirchlicher Art, da im eigenen Interesse des Staates die Errichtung einer neuen lutherischen Universität in der Mitte der kurfürstlichen Lande gradezu zu einer Notwendigkeit geworden war. Frankfurt und Duisburg waren reformiert, jenes seit 1614, dieses seit Gründung der Hochschule im Jahre 1654; das lutherische Königsberg lag zu weit ab und war überdies nach langen zerrüt-

tenden Streitigkeiten innerlich aufs äusserste geschwächt worden; so zogen Wittenberg und Leipzig die Landeskinder an sich, die beide zu Hochburgen eines engherzigen, Streit- und verdammung-süchtigen Luthertums geworden waren. Hier herrschte eine Theologie, die die religiösen Wahrheiten in ein umfangreiches Gefüge von Formeln verwandelt hatte, gezimmert von einer neuen scharfsinnigen, haarspaltenden Scholastik, in der je länger desto mehr das intellektuelle, das doktrinäre Interesse überwog, während das religiöse völlig verkümmerte. Sollte der Einfluss dieser so leidenschaftlichen wie unfruchtbaren Streittheologie gebrochen werden, so bedurfte das konfessionell gemischte Preussen einer neuen Universität, die den jungen Studierenden eine Stätte friedlicher und inniger Gotteserkenntnis zu bieten im stande war, so bedurfte es einer Hochschule, auf der lutherische Prediger erzogen werden konnten, die „nicht so sektiererisch und gegen anders denkende Bürger kriegerisch und einer reformierten Obrigkeit abgeneigt“ waren, wie die sich meist noch lutherischer als Luther selbst geberdenden Theologen von Wittenberg. Und es entsprach ganz der duldsamen Kirchenpolitik des preussischen Staates, dass er zu diesem Behuf nicht nur den obdachlosen Vertretern der Aufklärung, sondern auch denen des Pietismus seine Arme öffnete und dieser sonst überall verfolgten und vervehmten Theologie hier in Halle ein sicheres Asyl bot. Schon der Grosse Kurfürst hatte diese duldsame Kirchenpolitik deutlich genug vorgezeichnet.¹⁾ Wie er in der Reichspolitik überall der Hauptvertreter der evangelischen Interessen war, wie er mannhaft für seine Glaubensgenossen in den österreichischen Erblanden und in anderen deutschen Gebieten, namentlich in Jülich-Berg, eintrat, ja gar eifrig, wenn auch erfolglos, auf eine Allianz aller evangelischen Mächte hinwirkte, so war auch seine Landespolitik ganz und gar von dem Bestreben beherrscht, das Wohl der Evangelischen zu fördern und die konfessionellen Gegensätze nach Möglichkeit auszugleichen. Nicht zwar, als ob er direkt eine Unionspolitik verfolgt hätte; wohl aber war seine ganze Kirchenpolitik unverkennbar von dem Motiv geleitet, ein friedliches Ver-

¹⁾ Vgl. Hugo Landwehr, Die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms, des Grossen Kurfürsten. Berlin 1894 und J. Heidemanns Anzeige in diesen Monatsheften 3, 228 f.

hältnis zwischen Lutheranern und Reformierten herzustellen und auf Grund des von ihm proklamierten Paritätsprinzips den leidenschaftlichen Kämpfen der hadernden Parteien ein Ziel zu setzen. Von dem gleichen Bestreben war auch der nachmalige erste König von Preussen erfüllt, der, wie Schrader feinsinnig hervorhebt, mit seinem milden kirchlichen Sinne eine unverkennbare innere Verwandtschaft mit dem unionsfreundlichen Könige Friedrich Wilhelm III. besass, mit dem ihm die stille überzeugte Glaubensstreue und der Wunsch nach einer Versöhnung der beiden evangelischen Kirchen gemeinsam war. Es war dabei gewiss nicht zufällig, dass, worauf neuerdings schon von anderer Seite hingewiesen worden ist,¹⁾ zu des Kurfürsten nächster Umgebung neben dem weitherzigen Kanzler Paul von Fuchs auch der Hof- und Domprediger Daniel Ernst Jablonsky, ein Enkel des Comenius, gehörte, der von Haus aus jedem schroffen Konfessionalismus abhold und ganz im Geiste seines grossen Ahnen von friedlichen Unionsgedanken durchdrungen war. Und ganz aus dieser Geistesrichtung heraus erwuchs der Entschluss, der die Universität Halle ins Leben rief: eine Universität, durchwaltet von einem ökumenischen Zuge, der ihre Glieder auch in dem Streite der Konfessionen über dem Trennenden das Einigende nicht vergessen liess, die Pflegstätte eines Geistes religiöser Wärme und weitherziger Duldsamkeit.

Eben dadurch bedeutete denn auch die Gründung dieser Universität eine neue Epoche des deutschen Hochschulwesens, denn ein neues Prinzip gewann hier unter dem Schutze des hohenzollernschen Herrscherhauses sein erstes akademisches Bürgerrecht. Die junge Hochschule stand eben von vorneherein in einem entschiedenen Gegensatze zu den älteren Universitäten; sie trug ein durchaus modernes Gepräge und verdankte grade diesem Gegensatze ihr Dasein und ihren Glanz, ihr unvergleichlich rasches Aufblühen und den nicht minder unvergleichlichen Einfluss, der ihr in ihrer ersten Blütezeit auf das gesamte geistige Leben des Volkes beschieden war. Der Kurfürst war sich daher auch der Wichtigkeit dieser neuen Schöpfung voll bewusst; sie verstärkte Ruf und Einfluss des Staates nach aussen und gab ihm im Innern Halt und Festigkeit; sie war in jedem Betracht

¹⁾ Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. 3, 235.

ein beredtes Zeugnis für die geistige Kraft des frisch aufstrebenden Staates, der sich nicht lange darnach in ein Königreich wandelte.

Aber so hoch wir auch des Kurfürsten Verdienste um die Stiftung der hallischen Universität anschlagen müssen — diese Universität, so bemerkt Schrader mit Recht, wäre doch nicht ohne Thomasius entstanden und hätte ohne August Hermann Francke nicht den gewaltigen Einfluss erlangt, kraft dessen sie von Anbeginn an alle ihre älteren Schwestern überflügelte. Und auch in diesem Umstande, dass gleichzeitig jenes frische und freie Weltkind und der fromme Pietist hier an dieser Stätte sich zusammenfanden, waltete in der That mehr „göttliche Providenz“ als menschliche Klugheit, und es bleibt eine so überraschende wie wunderbare Erscheinung, dass diese auf den ersten Blick so gegensätzlichen Naturen hier zu einträchtigem Wirken sich vereinigten, und dass grade in ihrer gemeinsamen Arbeit die erste und reichste Blüte der jungen Hochschule begründet war. Auch dem jungen Gottesgelehrten hatten unmittelbar zuvor die Leipziger Orthodoxen übel mitgespielt, so dass er gleich Thomasius das Feld hatte räumen müssen. Er hatte sich von Leipzig nach Erfurt gewandt, aber auch dort hatte der Hass seiner Feinde nicht eher geruht, als bis der anrühige Pietist seines Amtes wieder entsetzt, ja wie ein Verbrecher aus der Stadt vertrieben worden war. Da traf ihn in Gotha ein Ruf in die Pfarrstelle zu Glaucha bei Halle, mit deren Annahme sich ihm zugleich die Aussicht auf eine Thätigkeit an der zu gründenden Hochschule eröffnete; er nahm in gläubigem Gottvertrauen diesen Ruf an, siedelte in den ersten Januartagen des Jahres 1692 nach Glaucha über und begann hier, nicht ohne mancherlei schwere Kämpfe und Anfechtungen, seine stille, aber unermesslich segensreiche Wirksamkeit, aus der bald ein völlig neues Leben für die evangelische Kirche erwachsen sollte.

Auf den ersten Blick ist es in der That ein wunderlicher Bund zweier geistiger Mächte, der in den beiden anscheinend so gegensätzlichen Persönlichkeiten des Aufklärers Thomasius und des frommen Waisenhausstifters verkörpert ist. Jener frisch und keck, ein geschwornener Feind aller Vorurteile und aller Pedanterie; kein genialer, selbstschöpferischer Geist, aber ein rühriger, unermüdlicher Agitator der Aufklärung; kein beschaulicher Gelehrter, sondern der Weltmann auch auf dem Katheder; eine ganz auf praktische Thätigkeit gestellte Natur, die unglaubliche Zähigkeit mit

ebenso grosser Elasticität in sich vereinigte. Mit starkem Menschenverstand paarte sich in ihm ein gesunder Mutterwitz, und seine kriegerische Natur fühlte sich am wohlsten in der Polemik, in der seine derb-satirische Schreibart sich am freiesten entfaltete. Dramatische Bewegung war sein Element, sowohl im mündlichen Vortrag wie in all seinen Schriften, und wenn er auch später unter pietistischem Einfluss zur Einsicht in die „Eitelkeit der satirischen Schreibart“ gelangt sein wollte, so blieb sein Stil doch bis zuletzt „unerfahren in der Traurigkeit“ und „zu betrübten und ernsthaften Sachen ganz ungeschickt“. Er war der Vertreter eines Bildungsideals, das bewusst mit der Renaissance brach, indem es von den Büchern weg- und auf das Leben hinwies, das humanistische Interesse an den klassischen Sprachen zurückdrängte und auch für die Wissenschaft das Nützlichkeitsprinzip zur Geltung brachte. Er war der akademische Vertreter des „homme de cour“¹⁾ und zugleich der Begründer des wissenschaftlichen Journalismus, der unbekümmert um die wackelnden Zöpfe der gelehrten Philister die wissenschaftliche Prosa in Deutschland begründete, nachdem einhundert und siebenzig Jahre zuvor Luther die deutsche Sprache für den Glauben und Gottesdienst erobert und genau hundert Jahre nach ihm Opitz als Seitenstück zu der lateinischen Poesie der Humanisten eine Renaissancedichtung in deutscher Sprache geschaffen hatte.²⁾

Wie anders dagegen August Hermann Francke, dieser Mann des Gebets, der in einem, man möchte fast sagen verwegenen Gottvertrauen seine Riesenschöpfungen der Nächstenliebe aus dem Nichts hervorrief; dieser Priester und Prophet voll heiligen Eifers, dem nach schweren inneren Kämpfen der Frieden, der höher ist als alle Vernunft, zu einem unverlierbaren Besitztum geworden war! Thomasius streitsüchtig, unerschrocken und rücksichtslos, ein heiter um sich blickendes Weltkind voll lebhaften Temperaments und scharfen Witzes; Francke ganz ein Mann des religiösen Enthusiasmus und unbeirrbar zäher Glaubenskraft, ganz und gar durchdrungen von dem Gefühl der Gotteskindschaft, aber dabei doch fest mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit

¹⁾ Sein Verhältnis zu Gracian ist neuerdings von Karl Borinski in der Schrift: Baltasar Gracian und die Hoflitteratur in Deutschland, Halle 1894, geistvoll erörtert worden.

²⁾ Vgl. J. Minor in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1, 5.

stehend und sein Christentum allezeit bethätigend in werktätiger Liebe, die sich im Dienst für andere nimmer genug that. Thomasius scharf ausgreifend, ein stürmischer Neuerer; Francke als Mann des Gemütes nur bestrebt, das geistige und religiöse Leben zu verinnerlichen und zu vertiefen und die durch eine erstarrte Orthodoxie verschütteten Quellen des Innenlebens wieder aufsprudeln zu lassen.

Aber so gegensätzlich ihre Naturen auch erscheinen mögen, doch gab es zwischen ihnen des Gemeinsamen genug, das ihr Bündnis für die neu gegründete Hochschule zu unermesslichem Segen gestaltete. Und nicht nur für die Universität Halle selbst, sondern für das gesamte geistige Leben Deutschlands, das durch ihr Zusammenwirken verjüngt und gekräftigt und auf lange Zeit hinaus aufs Reichste befruchtet ward. Dieses Gemeinsame lag nicht nur in der gleichen Negation, d. h. in der gleichen Kampfstellung wider die verknöcherte Orthodoxie und den Gelehrtenpedantismus des 17. Jahrhunderts, sondern auch in den gleichartigen positiven Zielen, die den Bahnbrecher der Aufklärung und die glänzende Lichtgestalt des Pietismus zusammenführten. Gemeinsam waren ihnen beiden die tiefinnerliche Frömmigkeit, denn nur Kurzsichtigkeit kann leugnen, dass auch Thomasius eine religiöse, von schlichtem, felsenfestem Gottvertrauen erfüllte Natur war, und eben von diesem gemeinsamen Ausgangspunkte aus strebten sie, wenn auch auf verschiedenen Wegen, doch auch einem gemeinsamen Ziel zu. Der Aufklärer Thomasius kämpfte für Freiheit der Wissenschaft von dem Joche der Theologie und innerhalb der Wissenschaft selbst wider jede scholastische Überlieferung; den Pietisten Francke führte die unbefriedigte Sehnsucht nach der Versöhnung mit seinem Gotte in den gleichen Kampf hinein; beide, jener aus Freiheitsliebe, dieser aus einem ganz persönlichen religiösen Bedürfnis, strebten heraus aus der Enge und Leere der bisherigen Erkenntnisformeln und lehnten sich auf wider den Zwang, der mit jedem Autoritätsglauben verbunden ist. „Freiheit erwacht in jeder Brust, wir protestieren all mit Lust“, das war die Parole des Thomasius, mit der er keck und frohgemut wider die dürre Scholastik zu Felde zog, während Francke, überzeugt, dass in unsres Vaters Hause viele Wohnungen sind, das Joch des allein seligmachenden Dogmas zerbrach, das dem evangelischen Glauben den angeborenen freien Atem ver-

kümmerte. Und wie Francke einen Glauben wollte, der nicht bloss eine Lehre, der nicht nur ein Bekenntnis der Lippen war, sondern sich im Leben praktisch bethätigte, so wollte Thomasius eine praktische Bethätigung der Wissenschaft und ein Niederwerfen der Schranken, die bis dahin Wissenschaft und Leben wie eine chinesische Mauer von einander getrennt hatten. Beide bahnten sich somit den Weg von den Hörsälen in das öffentliche Leben, und wie des Thomasius Gedankenfrische auf dieses umgestaltend einwirkte, wie er tapfer und beherzt mit einer Unmenge alter und durch das Alter geheiligter Vorurteile aufräumte, so entwand sich durch Franckes Wirksamkeit die Kirche mehr und mehr den Fesseln der scholastischen Theologie, verjüngte sich in Lehre und Predigt, befreite das so lange gefesselt gewesene Gefühl und läuterte und adelte die Sittlichkeit.

So fand der eine an dem andern seine Ergänzung: Thomasius befreite die weltliche Wissenschaft von der Vormundschaft der Theologie; Francke floss dieser Theologie selbst ein neues Leben ein, indem er dem sittlichen Gehalte des Christentums wieder zu seinem Rechte verhalf und durch Erweckung eines innigen, in der Liebe sich bewährenden Herzensglaubens das gesamte kirchliche und religiöse Leben von Grund aus erneuerte. Und dieser Aufgabe gegenüber war natürlich die Aufklärung des Thomasius allein ohnmächtig, da religiöse Mächte nur wiederum durch religiöse Mächte zu überwinden sind. Nicht theoretisch konnte die Allmacht der orthodoxen Theologie gebrochen werden; das konnte nur eine so übermächtige, durch und durch religiöse Persönlichkeit wie die Franckes, der der verknöcherten theologischen Scholastik sein praktisches Christentum entgegensetzte und durch handgreifliche Beweise des Geistes und der Kraft den Zusammenbruch jener alten Orthodoxie zum Heile der Kirche beschleunigte. Weniger freilich als der Professor, denn als der fromme Stifter des Waisenhauses und all der übrigen „Siegesdenkmäler des Gottvertrauens und der Menschenliebe“, wie denn überhaupt der eigentliche Schwerpunkt seiner Wirksamkeit nicht innerhalb, sondern ausserhalb der Fakultät lag. Denn um die nachlutherische Dogmatik, dieses kunstvolle Produkt einer überaus scharfsinnigen neuen Scholastik, wissenschaftlich zu überwinden, dazu fehlte es ihm selbst wie dem gesamten Pietismus an der genügenden wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit, so dass

es ihm überhaupt versagt blieb, dem von ihm verkündeten Herzensglauben die entsprechende theologische Ausgestaltung zu geben. Ja, der von ihm immer wieder betonte Satz, Glauben sei mehr wert als Wissen, musste sich je länger desto mehr für die theologische Wissenschaft geradezu als verhängnisvoll erweisen, und es war an Francke selbst ohne Frage die bedenklichste Einseitigkeit, dass er den Erwerb theologischer Kenntnisse immer wieder durch asketische Forderungen einzuengen beflissen war. Insofern konnte der Pietismus die Theologie unmittelbar nur wenig fördern, sondern eben nur mittelbar konnte auch sie des Segens teilhaftig werden, den diese eigentümliche religiöse Bewegung in Haus und Gemeinde und in unser gesamtes geistiges Leben ausströmte. Nur mittelbar, indem der Pietismus gegenüber den in starre Formeln verwandelten religiösen Wahrheiten wieder und wieder die Ausprägung des Christentums im Leben betonte, indem er das verkümmerte religiöse Interesse wieder zur Geltung brachte und so die streitmüde Christenheit von dem unfruchtbaren Dogmengezänk ab- und einem innigen, auf eigne Erfahrung begründeten Herzensglauben zuführte. Er verpflanzte das religiöse Leben aus den Grenzen des Verstandes auf den Boden des Gemüts, und wenn auch in der Folgezeit die gewaltsame Steigerung der Phantasie und des Gefühlslebens, mit der er die beseligende Erfahrung des Christentums erzwingen wollte, nicht ohne bedenkliche Folgen blieb, so war doch zunächst diese gesteigerte religiöse Temperatur für die Kirche von unermesslichem Werte und gegenüber dem dürr verstandesmäßigen Zuge der alten Rechtgläubigkeit ein Fortschritt, der gar nicht hoch genug zu bewerten ist. Und diese Wärme sollte auch sobald nicht wieder erlöschen, auch nicht in der Zeit des Rationalismus, wo immer noch selbst die schärfste Kritik von warmer Religiösität und Gefühlsinnigkeit durchleuchtet und allenthalben noch der vom Pietismus erweckte sittliche Ernst deutlich erkennbar war.

So sehen wir also hier thatsächlich eine innere Bundesgenossenschaft zwischen Thomasius und Francke, die für die Universität, wie für unser ganzes geistiges Leben von heilsamstem Einfluss gewesen ist. Doch auch die wirklich vorhandenen Gegensätze zwischen beiden mussten sich, worauf Schrader mit Fug und Recht aufmerksam macht, für die junge hallische Hochschule als segensreich erweisen: des Thomasius übersprudelnde

Keckheit wurde durch die mahnende Stimme Franckes heilsam gemässigt, während andererseits die frische Lebens- und Thatenlust jenes ein wohlthuendes Gegenmittel gegen die kopfhängerische Neigung der Pietisten war, die gerne alles irdische Leben als ein Elend und Jammerthal anzuklagen pflegten.

So brachte die junge Friedrichs-Universität der Wissenschaft, der Kirche und dem Staate reiche Frucht und zwar nicht zuletzt dank der Eigenart, die ihr durch jene beiden Männer, die als Thorwächter an der Pforte ihrer Geschichte auftraten, aufgeprägt worden ist. Zu des Thomasius innerer Freiheit und Unbefangtheit, zu seiner ehrlichen Wahrheitsliebe und seinem rückhaltlosen Wahrheitsmuth gesellte sich Franckes tiefinnerliche, in der Liebe sich bewährende Frömmigkeit, und dieser mehr durch „göttliche Providenz“ als durch „menschliche List“ gestiftete Bund machte von Anbeginn an die Stellung der neuen Hochschule glücklich und siegverheissend. „Fromm und frei“ — dieses Wort leuchtet gleichsam als Motto über den Anfängen ihrer Geschichte, und diese Verbindung von warmer, innerlich freier Herzensfrömmigkeit mit unbefangener Forschung und weitherziger Duldsamkeit, sie hat die junge Hochschule zu reicher Blüte geführt und war allemal die innere Voraussetzung ihrer glänzendsten Epochen. Und sie ist das Zeichen, unter dem die Fridericiana auch in Zukunft stehen und sich immerdar als ein reicher Segensquell für die Wissenschaft, die Kirche und unsere gesamte geistige Kultur erweisen möge!
